Badische Heimat 19 (1932)

Haus in Engelschwand (Öl-Pinselzeichnung) Karl Bartels

Der Straudeck (Strohdecker),

ein aussterbender Beruf

Von Karl Bartels, Hogschür

Wer heute den obersten Hotzenwald durchwandert und glaubt, die uralten, strohgedeckten Häuser vorzufinden, darf schon eine scharfe Brille aufsetzen. Wohl sind die vielen Siedlungen noch vorhanden, jedoch in bezug auf ihre Dachdeckung leider sehr verändert. Das der Landschaft farbig so harmonisch sich anpassende graugrüne Strohdach mußte neueren Bestimmungen zufolge dem Ziegeldache weichen, wodurch natürlich auch häufig eine vollständige Änderung der Dachstuhlform vorgenommen wurde. Eine Ausbesserung alter Dächer ist noch erlaubt, eine Neudeckung mit Stroh aber nicht mehr. Die alten schönen Bauten haben dadurch an charakteristischer Form sehr verloren und gleichzeitig ist durch die obige Verfügung dem Berufe des Straudecks ein Ende bereitet.

Wie fesselnd war die Arbeit auf solchem Strohdache, das wie eine über die Ohren gezogene Pelzkappe aussah und das Heim des Hotzen vor den hier oben wild brausenden Winterstürmen zu schützen hatte. Das Handwerkszeug des Straudecks ist äußerst einfach. Zwei sogenannte Dachhaken, die über die Dachlatten gesteckt werden, tragen, am unteren Ende mit Seilen befestigt, den Bindbaum, eine einfache Stange, die man gewöhnlich auch zum Festhalten des Heues über den Erntewagen spannt. Das ist das ganze Gerüst, auf dem der Dachdecker, schräg am Dache stehend, seine nicht leichte Arbeit verrichtet, zu der er nur noch ein „Deckbrett" (ein handliches, mit vielen Eisenstiften bürstenartig besetztes Brett) zum Glattstreichen des aufgelegten Strohes benötigt.

Zur Dachbedeckung verwendet man beſtes Winterroggenſtroh, das nach dem Druſch gebündelt und auf eine beſtimmte Länge zugeſchnitten wird, im Volksmunde „Schaub“ genannt.

Mit ſeiner Arbeit beginnt der Straudeck an der unterſten Dachkante, indem er die auseinandergebreiteten Bündel in ſchöner, gleichmäßiger Schicht über die Dachlatten legt, immer darauf achtend, daß eine beſtimmte Stärke des Belages beibehalten wird. Das ſo aufgebrachte Stroh wird ſofort mit Dachruten (Haſel- oder Tannenſtecken)

Der Strohdecker bei der Arbeit
(Federzeichnungen des Verfaſſers)

an den Latten befeſtigt. Iſt die erſte Lage vollendet, ſo geht die Reiſe weiter aufwärts. Der Bindbaum wird weiter oben eingehakt und die nächſte Strohſchicht ſchuppenartig über die untere gedeckt. Mit dem Deckbrett muß jetzt geglättet werden, damit ſich Halm an Halm gut anſchmiegt und von den Dachruten der unteren Lage nichts mehr ſichtbar iſt. So entſteht nachher eine vollſtändig ebene Dachfläche, die nur noch auf den Abſchluß, den Firſt, wartet.

Dieſer bildet ein Kapitel für ſich, iſt er doch der ſchwierigſte Teil der ganzen Arbeit, der man beſondere Sorgfalt zuzuwenden hat. Ein Firſt muß feſt aufſitzen, da dieſer Teil des Daches den Unbilden des Wetters am meiſten ausgeſetzt iſt. Entſteht einmal durch Sturm eine Lücke am Firſt, ſo kann ſich ſolcher Durchbruch verhängnisvoll auswirken. Es iſt ſchon öfters vorgekommen, daß der tolle Geſelle ganze Dachſtücke mit ſich nahm und weit ab vom Hauſe höhniſch wieder fallen ließ. Aus vorher gedrehten Strohſeilen ſtellt man den Firſt in der Weiſe her, daß dieſe hart aneinandergereiht, ſtramm über den Firſtbalken gebogen und auf beiden Seiten wiederum mit Dachruten an den Sparren befeſtigt werden. Hierdurch entſteht ein kräftiger Abſchluß, der die beiden Dachſeiten gewiſſermaßen feſt zuſammenſchweißt.

Die Lebensdauer eines guten Strohdaches berechnete man auf 15 bis 20 Jahre, je nachdem das Haus ganz frei oder etwas geſchützt lag, dann erſt brauchten Reparaturen vorgenommen werden. Ebenfalls ſorgfältig zu bearbeitende Teile des Daches ſind der Walm an der Querſeite des Hauſes und die Rauchlöcher, durch die der Herdrauch abziehen konnte, Kamine kannte man nicht.

Es iſt nun begreiflich, daß bei der jetzigen vorgeſchriebenen Bauweiſe der Beruf des Straudecks bald der Geſchichte angehört. Nur einzelne alte Fachleute leben noch, welche die notwendigſten Wiederherſtellungsarbeiten ausführen. Junge Leute werden nicht mehr angelernt. Ganz ſchüchtern lugt wohl hie und da noch ein altes „Strohneſt“, wie

der Volksmund sagt, aus einer Siedlung heraus zur Freude des Wanderers, zum Verdruß des Besitzers, denn bald heißt's umdecken, und das ist recht teuer, weil ein Ziegeldach immer noch ein Unterdach aus Bretterverschalung benötigt.

Zum Schluß sei gesagt, daß sich die alte Strohbedachung Jahrhunderte bewährte, daß sie das Haus im Winter warm und im Sommer kühl hielt. Die Verbote sind mit der Feuergefährlichkeit begründet, na ja, es soll recht sein. Jedenfalls brannten früher, als man nur den Kienspan für Beleuchtungszwecke kannte, weniger Häuser ab wie in der neueren Zeit des elektrischen Lichtes. Brennt heute ein altes „Nest", so heißt es Kurzschluß. Hierbei muß ich noch eine spaßige Bemerkung unseres verstorbenen Feuerbeschauers erwähnen, der mir die Frage vorlegte, was Kurzschluß sei. Nach meiner Beantwortung wurde mir erklärt, daß das nicht richtig sei, Kurzschluß wäre:

„eine Schachtel Zündhölzer und ein kurzer Entschluß".

Der Spuk im Wörtfeld

Eine Sage aus Seckenheim, mitgeteilt von Karl Wolber, Seckenheim

Bis zur Mitte des vorigen Jahrhunderts waren in Seckenheim weder Arzt noch Apotheke vorhanden, und die Einwohner waren daher gezwungen, in dringenden Fällen auch nachts nach Ladenburg zum nächsten Arzt oder Apotheker zu gehen. Der kürzeste Weg dahin, ein schlechter Feldweg, führte eine Strecke weit am steilen Ufer des Neckars entlang, das oft vom Hochwasser überflutet wurde. Von alters her erzählt man, daß es hier, im sogenannten Wörtfeld, in den Nächten des Advent umgehe, und wer nicht gezwungen war, mied bei Nacht diesen Weg.

Aber es traf sich einmal, daß in der Zeit des Advents eines Bauern Kind in der Nacht schwer erkrankte und dringend der Ladenburger Arzt gerufen werden mußte. Mit einem derben Stock bewaffnet, trat er nachts den Weg an, fuhr mit dem Arzt in dessen Kalesche nach Seckenheim zurück und ebenfalls wieder nach Ladenburg, um die dringende Arznei in der dortigen Apotheke gleich mitzunehmen. Als er den Heimweg antrat, war die Mitternacht herangekommen, und schweren Herzens, aber nur aus Sorgen um sein Kind, entschloß er sich, den Rückweg über das Wörtfeld zu nehmen.

Stockfinster die Nacht. Ein leichter Sprühregen rieselte hernieder und machte das Gehen auf dem aufgeweichten Weg ungemein schwer. Das Rauschen des Wassers im hochgehenden Neckar, von fern zu hören, war eine traurige Nachtmusik. Sonst herrschte Totenstille weit und breit. Als er an die Stelle kam, wo der Weg das Ufer trifft, hörte er in seiner Nähe ein Geräusch wie von starkem Schnaufen. Er blieb stehen, drehte sich um und nahm das untere Ende seines Knotenstockes in die Hand, denn er glaubte, ein Hund sei in seiner Nähe; aber in der Finsternis konnte er nichts entdecken. Als er abermals einige Schritte gegangen war, wiederholte sich dasselbe Geräusch und mit Entsetzen sah der Bauer ein schneeweißes Etwas, das Ähnlichkeit mit einem Schaf hatte, auf sich zukommen. Es trat sogleich an seine linke Seite und versuchte unter schwerem Druck ihn in die Nähe des Wassers zu drücken. Er schlug mit dem Stock nach dem vermeintlichen Hammel, machte aber nur Lufthiebe, die das Wasser in den Pfützen hoch aufspritzen ließen. Doch der Druck gegen das Ufer wurde immer stärker. Als er schweißtriefend ganz nahe der Böschungskante angelangt war und schon glaubte, in den Fluten des Neckars zu enden, entfuhr ihm in höchster Not der Angstschrei: Ach Gott, ach Gott! — Verschwunden war plötzlich aller Spuk, und nur in der Ferne glaubte er ein schauerliches Gelächter zu hören, das sich mit dem Rauschen des wilden Wassers zu seltsamer Harmonie vereinte.